

# Simone de Beauvoir und Jean Paul Sartre

Vortrag von Dr. phil. Florian Roth an der Münchner Volkshochschule, 16. Januar 2008

Sehr geehrte Damen und Herren!

vor genau hundert Jahren und einer Woche am 9. Januar 1907 ist Simone de Beauvoir geboren. Sartre hat geschrieben, dass er erst an den Sieg der Frauenbewegung glauben könnte, wenn ein Gedenkartikel über Simone de Beauvoir von einem Mann geschrieben werde. Die meisten Essays zum 100. Todestags de Beauvoir stammen aus der Feder von Frauen. Heute möchte ich – als Mann – eine Würdigung der Philosophin und bedeutenden Persönlichkeit Simone de Beauvoir unter besonderer Berücksichtigung ihrer über 50-jährigen Partnerschaft mit Jean Paul Sartre versuchen.

De Beauvoir und Sartre waren vielleicht das berühmteste Paar des 20. Jahrhunderts – zumindest im intellektuellen Leben.

Als Simone de Beauvoir Sartre 1929 kennen lernte, war sie schon eine äußerst bemerkenswerte Frau. Sie war eine der ersten Frauen (die 9., um genau zu sein), die sich den nationalen Prüfungen zur Zulassung zum gymnasialen Lehramt, der sog. „Aggregation“, stellte. Und sie war insgesamt, unabhängig vom Geschlecht, die jüngste Person, die sich je zu diesem Test anmeldete. Und in der gesamtfranzösischen Rangliste erreichte sie Platz 2. Wer wurde erster? Jean-Paul Sartre.

Sartre jedoch war ein Jahr vorher überraschenderweise bei den Prüfungen durchgefallen, war auch schon 2½ Jahre älter als Beauvoir.

Wie hatten sich beide nun kennen gelernt? Bezeichnenderweise bei gemeinsamen Prüfungsvorbereitungen. De Beauvoir war Sartre schon vorher bekannt. Dieses gehörte einer Clique von brillanten Studenten an, die aber nicht nur brav büffelten, sondern sich auch durch Frechheiten und Späße hervortaten. Sartre galt hier als der Spaßvogel und Anstifter, aber auch als origineller und genialischer Kopf. Sein Ruf war auch de Beauvoir zu Ohr gekommen. Es machte sie neugierig, doch hatte sie noch keinen Kontakt zu dieser Clique. In ihren Erinnerungen schrieb sie:

*„Hermetisch verschlossen blieb mir einzig der aus Sartre, Nizan und Herbaut bestehende Kreis; sie verkehrten mit niemanden, erschienen nur bei einigen ausgewählten Vorlesungen und saßen dann völlig abseits von den anderen. Sie hatten einen schlechten Ruf. [...] ihre Mitglieder warfen Wasserbomben auf elegante ‚Normaliens‘ [Schüler der sog. Ecole Normale], die nachts im Smoking nach Hause kamen. [...] Sartre sah nicht übel aus, aber es hieß von ihm, er sei der Schlimmste der drei; man sagte sogar, er tränke.“*

Beauvoir nun war ein „Mädchen aus gutem Haus“, wie sie sich selber in dem ersten Band ihrer Lebenserinnerungen bezeichnete. Ihr Vater, wir erkennen es an dem „de“ vor dem Namen, entstammte dem Adel, wenn auch dem niederen. Die Mutter einer angesehenen und reichen Bürgersfamilie.

Jedoch war Simone de Beauvoirs Familie finanziell im Abstieg begriffen. Der Vater gehörte einem Adelsgeschlecht an, das seinen relativen Reichtum langsam verlor – und auch die Hochzeit mit der reicheren Bürgerstochter änderte nichts, da die Firma des Brautvaters pleite ging. Doch blieb der Familie ein im gesellschaftlichen Vergleich durchaus akzeptabler Wohlstand. Simone de Beauvoir wuchs in leidlich geordneten Verhältnissen auf. Der Vater ein bisschen dem vergehenden Glanz hingegeben mit Hang zur Großmannssucht; die Mutter jedoch streng und katholisch.

Dass die Kinder der de Beauvoirs, Simone hatte eine Schwester, nicht mehr glänzende Partien mit hoher Mitgift waren, verleitete den Vater zu dem folgenden Satz: „*Ihr, meine Kleinen, werdet nicht heiraten. Ihr müsst arbeiten.*“ Dies nahm Simone sehr ernst – vielleicht für ihr sehr konservativ-konventionelle Mutter zu ernst. Sie wollte auf eigenen Beinen stehen und durch intellektuelle Leistungen sich einen Beruf und damit finanzielle Unabhängigkeit sichern.

Immer mehr versuchte Simone de Beauvoir aus den wohl behüteten bürgerlichen Verhältnissen auszubrechen. Schon als junges Mädchen hatte sie den Glauben verloren und fühlte sich in den katholischen Schulen, die sie besuchen musste, nicht wohl.

Und Ende der 20er Jahre fand sie sich in Kreisen von Studierenden wieder, die nicht nur intellektuell neugierig waren, sondern auch begierig darauf, das lockere Leben des Amusements kennen zu lernen. Simone war hier – wie in allen Bereichen des Lebens – begierig zu lernen und zu genießen. Sehr behütet von ihrer Familie hatte sie noch nie Alkohol getrunken, und war von den ersten Cocktails in Szenekneipen genauso berauscht wie von der neuen Atmosphäre dieser Welt. In dieser Zeit wurde in Simonens Freundeskreis der Preis der Ausgabe eines Werks in den Gegenwert von Cocktails umgerechnet: Platon kostet so viel wie 7 Cocktails – das ist zu teuer!

In diesen Kreisen galt Simone nun als „die Philosophin“. Und genau das verschaffte ihr Eintritt in den Kreis um Sartre. Sie galt als DIE Leibniz-Expertin. Und unter anderem deshalb wurde sie, die ein Mitglied der Sartre-Clique kannte, Herbaud, zu den gemeinsamen Prüfungsvorbereitungen eingeladen.

Und hier stieß sie auf Sartre, in dessen Bude sich die Freunde trafen. Wir wollen hier ihren eigenen Worten der Erinnerung lauschen, die sie in ihrem Memoirenband „Erinnerungen eines Mädchens aus gutem Hause“ formuliert hat:

*„ ich fand außer einem riesigen Durcheinander von Büchern und Papieren überall herumliegende Zigarettenstummel und dicken Rauch vor. Sartre empfing mich als Weltmann; er rauchte Pfeife. [...] Den ganzen Tag kommentierte ich, erstarrt vor Schüchternheit, den Discours métaphysique [von Descartes]. Ich ging nun alle Tage hin, und bald taute ich auf. Leibniz langweilte uns, und es wurde beschlossen, wir wüßten jetzt genug über ihn. Sartre übernahm es, uns den Contrat Social [den Gesellschaftsvertrag von Jean-Jacques Rousseau] zu erklären, der ihm besonders gut lag. Tatsächlich war es so, daß in allen Punkten des Programms er weitaus der Beschlagenste war: wir hörten ihm im Grunde nur zu. Manchmal versuchte ich, mit ihm zu diskutieren; ich nahm mich zusammen, ich gab nicht nach. ‚Sie ist schwer zu schlagen!‘ stellte Herbaud amüsiert fest, [...] doch stets behielt Sartre das Übergewicht. Es war unmöglich, ihm böse zu sein: er scheute keine Mühe, uns von seinem Wissen profitieren zu lassen. ‚Er ist ein fabelhafter geistiger Trainer‘, notierte ich. Ich war geblendet von seiner Großherzigkeit, denn diese Zusammenkünfte brachten ihm nichts ein, er gab sich nur, ohne zu rechnen, stundenlang selber aus.“ (S. 321 f.)*

Aber zunächst intensivierte sich ihre Freundschaft mit dem verheirateten Herbaud – ohne das ein erotische Komponente dabei war. Trotz aller Freizügigkeit wirkte die katholische Erziehung nach. Aber dieser Herbaud fiel bei den Prüfungen durch und verließ enttäuscht Paris. „*Von jetzt an werde ich mich um Sie kümmern*“, sagte Sartre nun zu de Beauvoir – und darin sollte sich eine lebenslange Beziehung ankündigen. Schon als Herbaud Sartre von der aufgeweckten Studentin erzählt hatte, wollte er sie kennen lernen und jetzt war er froh, sie ganz für sich zu haben – was auf Gegenseitigkeit beruhte. De Beauvoir schrieb in ihren Erinnerungen:

*„mir selbst aber kam es nun so vor, als sei jede Stunde, die ich nicht mit ihm verbrachte, verlorene Zeit. Während der vierzehnt Tage, die von den mündlichen Prüfungen für den ‚Concours‘ eingenommen wurden, verließen wir einander nur, um zu schlafen.“*

Sie unterhielten sich stundenlang bei gemeinsamen Spaziergängen. Sein immer wacher Geist, sein waches Interesse an allen faszinierte Beauvoir. Sie spürte eine Geistesverwandtschaft, aber auch, dass ihr Gefährte schon weiter war als sie – *„Zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich mich geistig von einem anderen beherrscht“* (ebd., S. 329), schrieb sie später.. Dass er nichts für selbstverständlich ansah, sich für die Dinge und Fragen, die er betrachtete, wirklich interessierte, nicht für Konventionen, für vorgefasste Meinungen, für das, was schick wäre zu denken – all das zog Beauvoir magisch an. Trotz der partiellen Überlegenheit sah de Beauvoir sich aber wirklich als gleichberechtigt ernst genommen. In ihren Memoiren klingt das so:

*„Wir sprachen von unendlich vielen Dingen, vor allem über ein Thema, das mich mehr als jedes andere interessierte, nämlich über mich. Wenn andere Leute mein Wesen zu deuten behaupteten, so taten sie es, indem sie mich als einen Annex für ihre eigene Welt betrachteten, was mich verdroß. Sartre hingegen versuchte meinen Platz in meinem eigenen System zu respektieren, er begriff mich im Lichte meiner Werte und Projekte.“*

Und – so könnte man hinzufügen – er respektierte und förderte sogar das, was für Beauvoir zeitlebens am wichtigsten war. Als sie ihm von einem Freund erzählte, sprach er über die Ehe als solche, von der er nicht viel hielt: *„Auf alle Fälle sollte ich mir das bewahren, was das Schätzenswerteste an mir sei: meinen Hang zur Freiheit, meine Liebe zum Leben, meine Neugier, meinen Willen zu schreiben“*: Im Rückblick fasste sie das, was schon damals Sartre für sie bedeutete, so zusammen:

*„Sartre entsprach genau dem, was ich mir mit fünfzehn Jahren gewünscht und verheißen hatte; er war der Doppelgänger, in dem ich in einer Art von Verklärung alles wieder fand, von dem ich auch selbst besessen war. Mit ihm würde ich immer alles teilen können. Als ich mich Anfang August von ihm trennte, wußte ich, daß er aus meinem Leben nie mehr verschwinden würde“* (331)

Sie verbrachte nach dem glänzend bestandenem Examen den Urlaub in Limousin mit der Familie. Dort reist ihr Sartre nach – die Eltern sind nicht amüsiert. Hier verbringen sie wohl auch ihre erste gemeinsame Liebesnacht, es war wohl eher ein Tag – im Freien. Enthusiastisch und lebenshungrig kehrt sie nach Paris zurück:

*„Als ich im September wieder nach Paris kam, berauschte mich vor allem meine Freiheit. Seit meiner Kindheit hatte ich von ihr geträumt. [...] Plötzlich besaß ich sie; bei jeder meiner Bewegungen staunte ich von neuem, wie leicht ich mich führt. Wenn ich morgens die Augen öffnete, strampelte und jauchzte ich vor Freude.“* (In den besten Jahren, Reinbek 1969, S. 13)

Die berufliche und damit finanzielle Unabhängigkeit, die ihr nun gegeben ist, da sie mit diesem ausgezeichneten Examen sicher eine auskömmliche Stelle als Lehrerin finden kann, ist vordergründig die Quelle dieser Freiheit. Aber es ist auch das Gefühl einer erkämpften geistigen Unabhängigkeit – gegenüber den bürgerlichen Konventionen und Vorurteilen ihres Milieus, bewaffnet mit den Instrumenten der Philosophie.

Widersprüchlich scheint hier die gleichzeitige enge Anlehnung an den als überlegen empfundenen Geist Sartres. Sie hatte immer schon jemanden gesucht, der für sie Doppelgänger, Entsprechung und auch Ergänzung, alter ego sozusagen, war. Lange war es eine enge Freundin, Zaza genannt. Diese starb in dieser Zeit überraschend, was sie sehr erschütterte.

Aber am Ende ihres ersten Memoirenbands schrieb sie überraschenderweise jene Worte: *„und lange Zeit habe ich gedacht, ich hätte am Ende meine Freiheit mit ihrem Tode bezahlt“* (S. 345). Und auch das Kindheitsvertrauen auf Gott oder die Eltern, dieses Geborgenheitsgefühl, das vielleicht erst die Sicherheit für freie Höhenflüge gewährt, schwingt hier nach, wenn sie über ihre Beziehung zu Sartre schreibt:

*„Sich mit jemanden von Grund aus verstehen ist in jedem Fall ein großes Privileg; für mich war es buchstäblich nicht mit Gold aufzuwiegen ... ich hätte ebensogut mit niemandem zu völligem Gleichklang gelangen können. Wenn ich aber die gebotene Chance zu leidenschaftlich ergriff und so beharrlich festhielt, so nur weil ich damit einem sehr alten Ruf folgte .... wie Zaza war er meinesgleichen, zusammen zogen wir aus, die Welt zu entdecken. Ihm vertraute ich jetzt so rückhaltlos, daß er mir, wie einst meine Eltern, wie einst Gott, das Gefühl unbedingter Sicherheit gab. In dem Augenblick, als ich mich in die Freiheit warf, fand ich den Himmel über mir makellos. Ich war jedem Zwang entzogen, und doch wohnte jedem Augenblick eine Art Notwendigkeit inne.“* (In den besten Jahren, a.a.O., S. 26 f.)

Sartre hatte ihr gegenüber von der „notwendigen Liebe“ gesprochen, die sie beide verband. Dies war 1929 auf einer Steinbank vor dem Louvre. Hier schlossen sie ihren berühmt-berüchtigten Pakt.

Es war dies eine – gerade in den damaligen Zeiten – unerhörte Vereinbarung zwischen diesen beiden ungewöhnlichen Persönlichkeiten. Sie wollten eine Beziehung leben, die sowohl von absoluter Freiheit wie absoluter Offenheit und Ehrlichkeit geprägt werden sollte. Also ganz im Sinne der existenzialistischen Philosophie, zu deren Wesenskern ich ihnen bald noch einiges sagen werde. Was hieß dies konkret? Sie wollten beieinander bleiben, als festes Paar, ohne voneinander aber Ausschließlichkeit und Treue in sexueller Hinsicht zu verlangen. Dies wurde von Sartre bezeichnenderweise in gleichsam philosophischen Vokabeln ausgedrückt, in der Modusrelation von Notwendigkeit und Zufälligkeit. Zwischen ihnen allein gebe es eben eine „*amour nécessaire*“, eine „notwendige Liebe“, daneben könne es aber andere, kontingente, zufällige Beziehungen – „*amours contingentes*“ – mit jeweils anderen geben. Über diese gestatteten Seitensprünge müssten sie sich aber in aller Offenheit, ohne jede Heimlichkeit, Bericht erstatten.

Sie glaubten beide gleichsam an die absolute Kommunikation, die Mitteilbarkeit von allem in grenzenloser Offenheit. Beredt Zeugnis davon legen die unzähligen Briefe ab, die sie sich schrieben. Aber viel mehr noch die intensiven Gespräche, die sie in einer Beziehung, welche mehr als ein halbes Jahrhundert dauern sollte, über alles – vom Intims-ten bis zum Abstraktesten – führten.

Einer der späteren Liebhaber von Simone de Beauvoir, Claude Lanzmann, der insbesondere durch den Film „Shoah“ berühmt gewordene Dokumentarregisseur, hat diese absolute Offenheit Beauvoirs– nicht nur Sartre gegenüber – einmal in einem Fernseh-Interview beschrieben: Als sie Anfang der 50er Jahre die erste Nacht miteinander verbrachten, hat Beauvoir ihm unaufgefordert minutiös erzählt, mit welchen Männern sie bisher Sex hatte – was ihn sehr verwunderte.

Der Teil jenes Paktes, welcher die möglichen Seitensprünge betraf, wurde übrigens anfangs in seiner Verwirklichung noch aufgeschoben. Doch bald und dann über mehr als 40 Jahre sollte diese Teilbestimmung sich in mannigfaltiger Weise verwirklichen.

Ich habe bisher viel, auch mit einigen Zitaten de Beauvoirs verdeutlicht, über das Kennenlernen und die erste Phase der gemeinsamen Beziehung gesprochen. Das tat ich aus zweierlei Gründen. Erstens sind diese Zeugnisse bezeichnend und sozusagen grundlegend für ihre ganze Beziehung, die ja fast ein halbes Jahrhundert währen sollte. Andererseits wird hier einiges über ihre beiden durchaus verwandten Persönlichkeiten deutlich, was wiederum viel mit der ihnen beiden gemeinsamen Philosophie zu tun hat.

Bevor ich zu dieser komme, will ich noch ein paar Worte über ihre gemeinsamen Lebensumstände bis Ende des Zweiten Weltkriegs sagen. Übrigens werde ich mich heute bezüglich der einzelnen biografischen Stationen, äußeren Ereignisse und Lebensumstände ziemlich knapp halten. Denn unser Interesse sollte dem gelten, was ihre Beziehung und ihre Philosophie bestimmte – und das in einer bemerkenswerten Kontinuität, trotz einiger Brüche, über die Jahrzehnte und die Wechselfälle der Geschichte hinweg.

Dieser Pakt in seiner ersten Form beinhaltete erst einmal zwei Jahre relativer Nähe und dann einen Abschied, den es so übrig nie geben sollte. Sie in Paris bleibend nur mit Privatstunden und Teilzeitlehrverpflichtungen, er seinen Militärdienst leistend in Tours, danach sollten sie sich um Auslandsaufenthalte als Lehrer bewerben, was aber nicht gelang. Sie bekam eine Lehrerstelle in Marseille, dann wurde sie nach Rouen versetzt, in die Nähe Sartres, der Lehrer in Le Havre war. Ein paar Jahre später unterrichteten beide in Paris. Zwischendurch gab es zwar einen mehr oder weniger ernst gemeinten Heiratsantrag Sartres, doch de Beauvoir lehnte ab – sie wollte sich nicht Konventionen unterwerfen, an die Sartre auch selbst nicht glaubte. Auf intensive Briefkontakte war die Beziehung dann ab 1939 angewiesen, als Sartre in den Krieg zog und in deutsche Kriegsgefangenschaft geriet. Vorher war sein berühmter Roman „Der Ekel“, der seinen ersten Ruhm begründete, erschienen.

Beide waren anfangs noch sehr unpolitisch, so war Sartre 1933 bei seinem Berlin-Aufenthalt weit mehr von der zeitgenössischen deutschen Philosophie von Husserl und Heidegger als von den zur Macht gekommenen Nazis beeindruckt. Krieg und Niederlage sollten ihre Haltung ändern. Sie versuchten gar gemeinsam, jedoch vergeblich, eine Widerstandsgruppe zu organisieren. Noch in der Besatzungszeit ging Sartres Stern auf: Sein philosophisches Hauptwerk „Das Sein und das Nichts“ sowie die politische Dramatisierung seiner Philosophie im Theaterstück „Die Fliegen“ kamen heraus. De Beauvoir veröffentlichte einen Roman namens „Sie kam und blieb“ sowie einige ethisch-philosophische Aufsätze. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs gaben beide übrigens den Lehrberuf auf, über die Umstände dieses Wechsels bei Beauvoir wird noch einzugehen sein. Finanziell war das für Beauvoir nur möglich dank der Zuwendungen des nun erfolgreichen Sartre.

Das wirklich berühmte Paar wurden sie jedoch erst nach der Befreiung von Paris. Schon vorher angesichts der sich abzeichnenden Niederlage Hitler-Deutschlands waren Beauvoir und Sartre von einem beispiellosen Enthusiasmus, sahen sich als die Ideengeber des Nachkriegsfrankreich: *„Wir brauchten nur zusammen zu sein und schon fühlten wir uns einzig und stark. Dann (nach dem Sieg) würde die Zukunft wieder offenstehen, und es wäre an uns, sie vielleicht politisch, bestimmt aber geistig zu formen. Wir sollten der Nachkriegszeit eine Ideologie liefern. Wir hatten klare Vorstellungen.“* (In den besten Jahren, a.a.O., S. 481)“

Und die Befreiung von Paris kommentierte sie auf entwaffnend egozentrische Weise: *„Ganz Paris hatte sich in mir verkörpert, und auf jedem Gesicht erkannte ich mich wieder. Die Intensität meiner eigenen Gegenwart betäubte mich, und sie schenkte mir in wunderbarer Verbundenheit die Gegenwart anderer. Es waren mir Flügel gewachsen, und von nun an wollte ich mich über die Enge meines persönlichen Lebens erheben und in die Weite des Kollektivs schweben. Mein Glück würde das wunder wunderbare Abenteuer einer sich neu erschaffenden Welt spiegeln“* (Ebd., S. 511 f.).

Das Königspaar der politisch engagierten Intellektuellen war geboren, war gekrönt! Sie führten eine öffentliche Existenz in Cafés und Bistros, lebten meist in Hotels – und sollten bald Reisen, meist gemeinsam und mit politischem Hintergrund unternehmen. Die Zeitschrift „Les temps modernes“ wurde gegründet, beide gehörten der Redaktion an.

Was war aber jene Philosophie, die sie hier intellektuell und politisch propagieren, gar verwirklichen wollten – und die auch ihren Lebensentwurf, einzeln und gemeinsam, prägte? An dieser Stelle will ich mich jenem von ihnen mit begründeten Existenzialismus zuwenden. Dabei gehe ich von den programmatischen Schriften Sartres aus, um dann jene Form zu beschreiben, die die gemeinsame Philosophie bei de Beauvoir annahm.

## **Die Philosophie des Existenzialismus bei Beauvoir und Sartre**

Was war nun jene Philosophie, die Beauvoir und Sartre verband, die vielleicht ein gemeinschaftliches Werk beider war, der Existenzialismus?

Ich werde zunächst versuchen, dies ausgehend von Sartres im Krieg erschienenen Drama „Die Fliegen“ zu erläutern. In diesem Theaterstück wird die antike Geschichte von Orest wiedererzählt: Ägisth und Klytämnestra hatten Klytämnestras Mann, den König Agamemnon (nach seiner Rückkehr aus Troja) ermordet und herrschen jetzt gemeinsam – der als Fremder unerkannt zurückkehrende Sohn des Ermordeten Orest, wird zum Rächer seines Vaters – der höchste Gott Jupiter will Ägist vor der Verschwörung warnen. In dem Gespräch zwischen Gott und König ist eine Replik von Jupiter zu Ägist aufschlussreich für Sartres radikale atheistische Philosophie der Freiheit:

*„Das schmerzliche Geheimnis der Götter und der Könige, dass nämlich die Menschen frei sind. Sie sind frei, Ägist. Du weißt es, und sie wissen es nicht. [...] Wenn einmal die Freiheit in die Menschenseele aufgebrochen ist, können die Götter nichts mehr gegen diesen Menschen.“*

Orest fällt eine Entscheidung, handelt, wird so erkannt und erst er selbst, er ergreift durch das Handeln seine Freiheit. Dieser Zusammenhang von radikaler Freiheit, Wahl und Entscheidung sowie Handlung entwickelt Sartre dann in seinem berühmten Vortrag: „*Der Existenzialismus ist ein Humanismus*“.

Hier steht der berühmte Satz, in dem der Existenzialismus definiert wird als– „*die Überzeugung, dass die Existenz der Essenz vorangehe*“.

Zur Erläuterung benutzt er ein Beispiel: ein Papiermesser wird von einem Handwerker angefertigt, dabei hat er als Bezug den Begriff ‚Papiermesser‘ und auch eine bestimmte Technik der Anfertigung, er hat auch eine bestimmte Verwendung des Gegenstands im Kopf, das, wozu er dienen soll (Papier schneiden): in diesem Fall geht die *Essenz* (die Summe der Rezepte und Eigenschaften es anzufertigen; sein Zweck) der *Existenz* voraus. *Erst* ist der Begriff davon da und *dann* tritt das Ding real in Existenz.

Nehmen wir einen Schöpfergott an, so ist alles, auch wir selbst nach dem Muster des Papiermessers zu begreifen; alles hat erst schon als Modell im Geiste Gottes existiert, bis es real – durch die Schöpfung – in die Existenz trat. Nehmen wir aber keinen Gott an, so kann nicht mehr die Essenz der Existenz vorausgehen:

„Der atheistische Existentialismus [...] erklärt, dass, wenn Gott nicht existiert, es mindestens **ein** Wesen gibt, bei dem die Existenz der Essenz vorausgeht, ein Wesen, das existiert, bevor es durch irgendeinen Begriff definiert werden kann, und dass dieses Wesen der Mensch, oder, wie Heidegger sagt, die menschliche Wirklichkeit ist. Was bedeutet, dass die Existenz der Essenz vorausgeht? Es bedeutet, dass der Mensch zuerst existiert, sich begegnet, in der Welt auftaucht und sich **danach** definiert.“ (Der Existenzialismus ist ein Humanismus)

Es gibt also kein festes Wesen des Menschen. Vielmehr ist der Mensch „*nichts anderes als wozu er sich macht*“ (ebd., S. 11). Er entwirft sich, plant sich selber auf eine Zukunft hin.: Der Mensch ist zuerst ein Entwurf, sein eigener Entwurf.

Somit ist „*der Mensch verantwortlich für das, was er ist*“ – denn kein Gott, keine höhere Macht hat ihn als so und so festgelegt, vorherbestimmt. Die Verantwortung geht noch weiter: Er ist für alle Menschen verantwortlich. Die Verantwortung realisiert sich in seinen Entscheidungen, er wählt in seinem Leben eine bestimmte Weise sich zu verhalten, damit wählt er sozusagen sich als einen bestimmter Typus Mensch (gibt sich so eine Essenz). Damit bindet er sich selbst – aber im Prinzip auch alle anderen Menschen: indem ich wähle, entwerfe ich eine bestimmtes Bild vom Menschen: (wenn ich heirate binde ich alle an die Monogamie – was ja Sarte und Beauvoir bekanntlich und nicht zufällig nicht taten): „*indem ich wähle, wähle ich den Menschen*“ .

Ein Beispiel für die individuelle Wahl und Entscheidung: ein junger Mann, der die Wahl hatte, nach England zu gehen und sich dort den freien französischen Streitkräften anzuschließen oder bei seine Mutter zu bleiben und ihr zu helfen. Keine Moral half ihn, denn es gab zwei Typen von Moral, für die eine oder die andere Entscheidung.

Es gibt auch keine Ausreden: sucht man bei einem anderen Rat, hat man sich den Ratgeber selbst ausgesucht; empfängt man ein Zeichen, hat man sich die Bedeutung des Zeichens selbst zurechtgelegt; ist man in einer sehr beengenden Situation, kann man sich immer noch verschieden zu ihr verhalten.

Zwei Missverständnisse sind hier zu vermeiden: Es geht nicht um Beliebigkeit, sondern um Bindung und tiefe Verantwortung. Mit jeder Entscheidung bindet man sich an eine bestimmte Art zu sein; bindet man auch alle anderen, da man eine bestimmte Art zu sein, für die bessere erklärt.

Außerdem ist die Wahl und die damit verbundene – sagen wir mal – Selbst-Erfindung nicht eine geistige Sache: sie erweist sich nur in der Tat, in der Handlung; wir selbst werden das, was wir sind, erst in der Handlung. Der Mensch ist, was er vollbringt. Der Mensch ist nichts anderes als sein Leben. „*Es gibt Wirklichkeit nur in der Tat*“ (EH, S. 22).

Die Quintessenz heißt bei Sartre: „*der Mensch ist Freiheit*“: denn es gibt keinen Gott, keine Vorherbestimmung, keine menschliche Natur, auf die er sich berufen kann: „*Wir sind verlassen, ohne Entschuldigung. Das meine ich, wenn ich sage, der Mensch ist zur Freiheit verurteilt*.“

Und genau diese Philosophie der sich im Handeln verwirklichenden Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen sieht Sartre verwirklicht in der Praxis des engagierten Schriftstellers, des politischen Intellektuellen. Oder in unserem Fall: des weltweit berühmten Paradepaars engagierter Intellektueller.

Diese existenzialistische Philosophie war unserem Paar nun gemeinsam. Beauvoirs Romane wie die ihres Weggefährten Sartre waren philosophische Ideenromane. Was er philosophisch in seinem gewaltigen Hauptwerk erläutert hatte, konkretisierte sie ihn einigen philosophischen Essays meist ethischen Inhalts.

Außer dieser Konzentration auf den Entwurf einer existenzialistischen Ethik unterschied sich de Beauvoirs Philosophieren besonders in zweierlei Nuancen von dem ihres Partners. Einerseits hatte ihr Philosophieren oft mehr mit ganz – man kann sagen: - existenziellen, bedrängenden Erlebnissen in ihrem eigenen Leben zu tun. Ein Beispiel soll das gleich illustrieren. Und zweitens hat sie mehr als zunächst Sartre einen existenzialistischen Freiheitsbegriff auf das Soziale hin entworfen.

Zur ersten Tendenz des konkreten Bezugs zum eigenen Erleben. Als sie und Sartre eine der seltsamen Dreierbeziehungen, zu deren Eigenart später noch etwas zu sagen ist, mit einer Olga Kosakiewicz verband, fühlte sie an sich selber eine fast penetrante Relevanz einer anderen Person. Und dies führte sie zu einer letztlich existenzialistischen Studie:

*„Wenn ich durch eine Wort, eine Geste, eine Entscheidung ihr Mißfallen erregt hatte, kam ich mir für immer ganz und gar verabscheuenswert vor. [...] Ich litt darunter.“* *„Nein, die Gedanken der Menschen waren nicht bloß harmlose kleine Rauchwölkchen im Innern ihrer Köpfe., sie überzogen die Erde, und ich löste mich darin auf. Olga zwang mich, einer Wahrheit ins Gesicht zu sehen, der ich bisher [...] mit Erfolg ausgewichen war: andere existieren genauso wie ich mit gleicher Evidenz.“* (In den besten Jahren, a.a.O., S. 221 f.)

Diese Dreierbeziehung hat sie übrigens transformiert in ihrem philosophisch grundierten Roman *„Sie kam und blieb“* (Reinbek 1972) 1943 dargestellt. Dort sagt Pierre, der Züge Sartres trägt, zu Françoise, die partiell de Beauvoir entspricht:

*„Ich muß mich über dich wundern [...]. Du bist der einzige Mensch, den ich kenn, der imstand ist, Tränen bei der Entdeckung zu vergießen, daß ein anderer Bewußtsein hat wie er selbst [...] – Was mich wundert, ist, daß du dich auf eine so konkrete Weise von einer metaphysischen Situation betroffen fühlen kannst. – Aber das ist doch etwas Konkretes, sagte Françoise. Der ganze Sinn meines Lebens steht auf dem Spiel.“* (S. 281 f.)

Dies wirkt natürlich merkwürdig egozentrisch bis solipsistisch. Erst ein konkretes Erlebnis macht die Existenz anderer Menschen gleichsam lebendig und fühlbar. Das entspricht aber dem Lebensgefühl, das de Beauvoir schon als Mädchen hatte und sie vielleicht mit Sartre verband: sich als Mittelpunkt der Welt ansehen und es schwer akzeptieren können, das es andere Wesen gibt, die sich auf gleiche Weise als Nabel des Universums fühlen und an dies scheinbar so selbstständige Ich Ansprüche stellen, denen es sich nicht entziehen kann. Denn es ist nicht allein auf der Welt.

De Beauvoir hat sich früh mit der Philosophie Hegels beschäftigt und manche sagen, erst durch sie habe Sartre einen tieferen Einblick in das Denken dieses Philosophen erhalten. Hegel sieht das Leben als Kampf der Subjekte um Anerkennung. Dass man selbst zum Objekt anderer wird und so in eine geistige Knechtschaft gerät, mach dem Subjekt zu schaffen. De Beauvoir und Sartre übernehmen die Hegel'sche Unterscheidung von An-sich und Für-sich-Sein, also von objektiver und subjektiver Existenz.

Von Sartre stammt ja der Satz: „*die Hölle sind die Anderen*“. Denn sie machen mich zum Objekt, zum Gegenstand ihrer Blicke, ihres Urteils. Sie legen mich fest auf eine Weise zu sein, sehen mich wie ein totes Ding, das sie beschreiben und definieren können. Der Andere nimmt mich aus dem Zentrum der Welt. Plötzlich gibt es noch andere Zentren, andere Blicke auf die Welt. Der Blick macht mich zu einem dinghaft Vorhandenen für andere, zum An-Sich, zum festgelegten Gegenstand, nimmt mir die Möglichkeit, die Freiheit, so oder nicht so zu sein. Man wird durch das Urteil der anderen gleichsam festgefroren, fühlt sich im Blick der anderen ertappt, schämt sich. Ein Beispiel ist der Blick durch Schlüsselloch aus Eifersucht, plötzlich nahmt jemand hier mir – und ich schäme mich, da ich plötzlich auf den festgelegt bin, auf das An-Sich, das anderer sieht und beurteilt, nicht mehr selber nur Blickender und Urteilender bin, sondern Angeblickter und Verurteilter.

De Beauvoir fasst das Verhältnis zwischen mir und der Welt, den Anderen oft in das philosophische Gegensatzpaar von Immanenz und Transzendenz. In der Immanenz bleibe ich fest in mir, überschreite keine Grenzen, bin einfache, gleichsam dinglich-naturhaftes Gegebensein. Doch der Mensch hat in sich das Potential der Transzendenz, der Selbstüberschreitung. Er verlässt sich in Richtung der Welt, der Objekte, die er betrachtet, erkundet und erobert; auf die anderen Menschen, mit denen er in Beziehung tritt, hin auf die Zukunft, bezüglich derer er Pläne macht, sich selber entwirft, als zukünftiges verändertes Sein.

Noch mehr und noch früher als Sartre wird für de Beauvoir hier der Raum des Sozialen als Ort menschlicher Aktivität und Transzendenz relevant.

Seine Transzendenz verwirklicht der Mensch durch sich selbst allein, durch sein Handeln. „*Die einzige Wirklichkeit, die mir ganz und gar gehört, ist also mein Tun.*“ (Pyrrhus und Cineas [1944], in: *Soll man die Sade verbrennen?* München 1964, S. 224 f.):

„*Wenn ich nur eine Sache wäre, dann würde mich in der Tat nichts etwas angehen. [...] Die tote Existenz der Sachen ist Getrenntheit und Einsamkeit. Die Dinge sind nur Zurückgeworfensein auf sich selbst, einfache Gegebenheit, Immanenz.*“ Der Mensch jedoch ist ein „*Entwurf des Ichs auf anderes hin, eine Transzendenz*“ (Ebd., S. 225)

Erst war Sartres Freiheitsbegriff primär individualistisch und unabhängig von historischen und sozialen Situationen. Immer hatte der Mensch in sich die Freiheit. Nach Sartre ist der Mensch zur Freiheit verdammt.

De Beauvoirs Freiheitsbegriff hat aber mehr als der Sartres die Komponente des sozial-politischen Kontext und damit der Intersubjektivität übernommen. Diese Tendenz hat sie nach ihren eigenen Aussagen „in langen Diskussionen gegen ihn [...] verfochten“. Sie ging sozusagen von einer Hierarchie der Situationen aus.

Es genügt nicht, nur die eigene Lage zu verbessern, man kann sich nicht allein der Zukunft stellen, der Mensch ist eben kein Robinson:

„*Also muß ich bemüht sein, für die Menschen Situationen zu schaffen, die es ihnen ermöglichen, meine Transzendenz zu begleiten und zu überschreiten und mich dadurch zu erhalten. Ich verlange für die Menschen Gesundheit, Bildung, Wohlbefinden, Muße, auf daß ihre Freiheit nicht im Kampf gegen Krankheit, Unwissenheit, Not aufgezehrt werde.*“ (FN 209)

Und daraus leitet sie eine letztlich politisch-soziale Ethik des Existenzialismus ab, die über die leere und abstrakte Formel, frei zu handeln, hinausgeht und dem Freiheitsimperativ eine inhaltliche Moral macht: „Die Freiheit, Fundament aller menschlichen Werte, ist das einzige Ziel, das die Handlungen der Menschen rechtfertigen kann“. (206). „Eine Aktivität ist gut, wenn sie darauf abzielt, für sich und andere [...] die Freiheit zu befreien“, also den realen Freiheitsspielraum zu vergrößern.

Und dies Ziel sollte sowohl ihrer beider persönliches Leben als auch ihr politisches Engagement lebenslang prägen.

### **„Das andere Geschlecht“ als existenzialistisches Werk**

De Beauvoir ist heute berühmt als faszinierende Persönlichkeit und Partnerin Sartres, als Schriftstellerin und besonders als „bedeutendste feministische Theoretikerin des 20. Jahrhunderts“, wie Alice Schwarzer schrieb. Weniger jedoch als Philosophin. Doch auch jenes Buch, das als Bibel des Feminismus bezeichnet wurde, de Beauvoirs 1949 erschienene Buch „Das andere Geschlecht“ ist letztlich eine praktische Anwendung des gemeinsamen existenzialistischen Philosophiemodells.

Aber bevor ich das erläutere, sei etwas dazu gesagt, wieso sich de Beauvoir plötzlich theoretisch-philosophisch und später praktisch-politisch der Situation der Frauen zuwandte.

Man kann nur ein wenig überspitzt sagen, dass de Beauvoir erst mit 40 entdeckte, dass sie eine Frau ist. „Ich hielt mich nicht für eine ‚Frau‘. Ich war ich“, so beschrieb sie später das Selbstgefühl ihrer Jugend. Gemeint ist, dass sie sich in keiner Weise durch ihr Frausein definiert sah, sondern in ihrem ausgeprägten Selbstbewusstsein und Individualismus als eigenständige Persönlichkeit sah, die in gar keine Schublade passte, durch keinerlei konventionelle Rollenzuschreibung geprägt sei.

Dass sie jedoch auch im Sinne nicht nur des biologischen Geschlechts, sondern auch der sozialen Rolle eine Frau sei, durch eine diesbezügliche Erziehung geprägt wäre, darauf machte sie ausgerechnet Sartre aufmerksam.

*„Ich hatte nie an Minderwertigkeitskomplexen gelitten, niemand hatte zu mir gesagt: Sie denken so, weil Sie eine Frau sind. Daß ich eine Frau bin, hatte mich in keiner Weise behindert. ‚Für mich‘, sagte ich zu Sartre, ‚h at das sozusagen keine Rolle gespielt.‘ - Trotzdem sind Sie nicht so erzogen worden wie ein Junge: Das muß man genauer untersuchen! Ich untersuchte es genauer und machte eine Entdeckung: Diese Welt ist eine Männerwelt.“ (Das andere Geschlecht)*

Jetzt stellte sie sich die Frage, wieso das so wäre. Und dabei ging sie von einem hegelianisch angehauchten Existenzialismus aus. Jedes Subjekt setzt sich als eigenständiges und selbstbewusstes, indem es sich anderen entgegensetzt. Souveränität und eigener Wert wird immer wieder gewonnen durch die Abwertung und Knechtung des Entgegengesetzten, des anderen Subjekts. Immer wieder gibt es diesen Kampf der Subjekte. Man definiert sich bzw. seine Gruppe als das Eine, das Eigentliche und Wesentliche, indem man sich von den Anderen abgrenzt als den Fremden, den Defizitären, dem Schlechten.

Normalerweise funktioniert das in Kämpfen wechselseitig. Wie schon Karl Valentin sagte: „Fremd ist der Fremde nur in der Fremde“. Das heißt: diese Unterscheidung ist relativ. Für die andere Gruppe bin ich der Fremde und sie die Eigenen; ich mag sie abwerten, sie werden mich aber auch abwerten. Das gibt es in ethnisch-nationalen wie in sozialen Kämpfen. Doch bei dem Mann-Frau-Verhältnis habe über Jahrtausende die Wechselseitigkeit gefehlt. Die Frauen nehmen die männliche Definition an, sie sehen sich als defizitären Wesen, lassen sich von der männlichen Deutungshoheit prägen, setzen den männlichen Mythen keine eigenen entgegen. Sie akzeptieren sich als das Andere, die Anderen und damit als unterworfen.

Die Frau ist – und nichts verabscheut de Beauvoir so sehr auch in ihrem persönlichen Leben – ein „relatives Wesen“. Das heißt die Frauen definieren sich nur *durch* und *für* den Mann. Durch die Anerkennung, die Blicke der Männer, für die Männer in der Aufopferung als Mutter, Hausfrau, treu sorgende Ehefrau. Sie sind damit keine autonomen Wesen. Oder in der existenzialistisch-hegelianischen Sprache gesprochen: Sie sind immer nur An-Sich, quasi-dingliche Gegebenheiten im Blicke der anderen, der Männer, nie Für-Sich, selbstbewusste und sich selbst frei definierende Wesen, immer Objekte, nie Subjekte. Sie verbleiben in naturhafter Immanenz statt die menschliche Möglichkeit der Transzendenz, der Selbstüberschreitung zu nutzen.

Warum das? De Beauvoir widerlegt alle objektivierenden, besonders biologischen Erklärungen für die natürliche Unterlegenheit der Frau. Das Ewig-Weibliche sei ein Mythos, von den Männern geschaffen zur Aufrechterhaltung der Unterdrückung.

*"Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es."* So lautet der berühmteste Satz von de Beauvoirs Hauptwerk.. Oft wird der zweite Teil oft falsch wiedergegeben mit „man wird dazu gemacht“. De Beauvoir aber sieht den Anteil der Frauen selbst, die sich das über Jahrtausende und oft immer noch gefallen ließen, die bisher nicht – um mit Kants Aufklärungsdefinition zu sprechen – aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit entronnen sind.

Aber wie hat das alles angefangen? Für de Beauvoir hat in der Frühzeit Mutterschaft und körperliche Schwäche dazu geführt, dass sie an jenen Abenteuern, Beutezügen und Kriegen nicht teilnehmen konnten, in denen die Menschen sich nach neuen Ufern aufmachten, sich selbst überschritten, das Leben wagten und sich in dieser produktiven Aktivität transzendierten. Die Frauen jedoch blieben der naturhaften Immanenz der Mutterschaft verhaftet. Sie blieben im Immergleichen der Reproduktion gefangen statt Grenzen zu überschreiten und wirklich produktiv und innovativ zu werden.

Die biologischen Gegebenheiten hätten in entwickelteren Kulturen jedoch nicht ausgereicht, die Frauen in Abhängigkeit und relativer Existenz zu halten. Vielmehr hat eine mächtige Mythologie die Entgegensetzung vom aktiven Männlichen und dem defizitären passiven Weiblichen aufrecht zu erhalten. Dieser Mythos sei nun abzuschaffen.

Die Frau habe sich von ihren Fesseln zu befreien. Und Ehe und Mutterschaft sind, so wie sie immer noch gelebt wären, Fesseln, welche die Frauen auf ihrem Weg, freie Subjekte zu werden, behindern. Berufliche und damit finanziell auf eigenen Füßen zu stehen, sei Voraussetzung auch geistig und moralisch zu einem freien Subjekt zu werden. Ziel sei nicht die Abschaffung des Femininen, sondern ein gleichberechtigtes geschwisterliches Zusammenleben der Geschlechter, eine Art Wiedervereinigung des in einen männlichen und weiblichen Teil hierarchisch getrennten Menschen.

De Beauvoir hatte selber in einem Brief an einem Liebhaber 1947 geschrieben: „*Ich möchte eine Frau, aber auch ein Mann sein*“ (Brief an Nelson Algren vom 3. Juli 1947). Und Sartre sagte einmal: „*Das Wunderbare an Simone de Beauvoir ist, daß sie die Intelligenz eines Mannes [...] und die Sensibilität einer Frau hat*“ (Interview mit Madeleine Gobeil, in: Vogue, Juli 1965).

(Simone de Beauvoir sah sich selbst übrigens als Teil jener Frauen, die an die Frauenfrage mit der größtmöglichen Objektivität herangehen könnten, da sie zu jenen privilegierten Frauen zählten, die nicht mehr so an der Unterdrückung leiden, dass ihre Parteilichkeit den Blick verzerre.)

Interessant ist übrigens, dass es in de Beauvoirs feministischen Opus Stellen gibt, die gar als frauenfeindlich gelesen wurden. Die zeitgenössischen Frauen, auch wenn sie produktiv, etwa Schriftstellerinnen werden, überzeugten de Beauvoir oft nicht. Denn ihnen fehle jene Souveränität, die den Männern, die durch die Jahrtausende Herrschaft ein anderes Selbstbewusstsein hätten. Wirkliche Transzendenz bedeute, dass man ganz in den Objekt, in der Welt, in dem Werk, dem schaffen aufgehe, seine eigenes Subjektseins dabei fast vergesse. Wer sich aber erst beweisen müsse, denke immer noch zu stark daran: Wie wirke ich? Wie werde ich gesehen? Das Stück an Selbstvergessenheit, dass gerade große Subjekte ausmache, fehle den Frauen noch.

Sehen wir hier eine Art Selbstbild auch de Beauvoirs in ihrem Verhältnis zu Sartre? Ja und nein. Als de Beauvoir Sartre kennen lernte, beschrieb sie einmal den Unterschiede zwischen ihnen beiden folgendermaßen:

„*Er sagte sich niemals – wie ich es zuweilen getan hatte –, dass er ‚jemand‘, dass er ‚wertvoll‘ sei; aber er war der Meinung, daß wichtige Wahrheiten [...] sich in ihm enthüllt hätte und daß es seine Aufgabe sei, sie der Welt aufzuzwingen.*“ (Memoiren einer Tochter aus gutem Hause, a.a.O., S. 328)

War dies Aufgehen im Plan der zu enthüllenden Wahrheiten, im Werk, das in sich ruhende Selbstbewusstsein, dass sich nicht sagen musste, wer man ist, da man es sich so sicher ist – war dieser Unterschied zu de Beauvoir der zweieinhalb Jahre Altersunterschied allein geschuldet, oder hatte das auch damit zu tun, dass Sartre aus Mann ebenfalls aus gutem Hause ganz selbstverständlich seine Rolle als produktiver Geist übernahm, de Beauvoir sich das als Frau aber allererst erkämpfen musste? Sicherlich hatte letzteres einen Anteil. Fraglicher ist aber, ob de Beauvoir nicht im Laufe ihres Reifungsprozesses und auch der Reifung ihrer Beziehung sich mehr und mehr als gleichrangig ansah.

Bevor wir uns ein bisschen eingehender mit der Beziehung dieses berühmten Paares auseinander setzen, will ich ein paar Worte über de Beauvoirs Charakter verlieren.

Wie schon zitiert schätzte, schon als sie sich kennen lernten, Sartre an de Beauvoir am meisten: „*meinen Hang zur Freiheit, meine Liebe zum Leben, meine Neugier, meinen Willen zu schreiben*“. Das macht de Beauvoir zeitlebens aus. Aber mindestens so ihr Streben nach dem Genuss der Welt und des Lebens. Sie sagte über sich: „*Ich bin in meinem ganzen Leben niemandem begegnet, der so zum Glück begabt gewesen wäre wie ich*“. Und in einem Brief, interessanter Weise nicht an Sartre, sondern an den noch zu erwähnenden Nelson Algren, schrieb sie: „*Ich will vom Leben alles. Ich möchte eine Frau, aber auch ein Mann sein, viele Freunde haben und allein sein, viel arbeiten und gute Bücher schreiben, aber auch reisen und mich vergnügen, egoistisch und nicht egoistisch sein*“ (Brief vom 3. Juli 1947).

Sie hat die Welt mit einer Neugier bereist wie kaum ein anderer, sie wollte alles kennen lernen; sie war ähnlich wie Sartre unglaublich produktiv, schrieb Berge von Manuskripten voll. „Mein Leben ist mein Werk“, sagte sie einmal. Das ist übrigens doppeldeutig zu lesen: Ist der Inhalt ihres Lebens das, was sie als schriftliches Werk produziert hat. Oder ist ihr eigentliches Werk - im Sinne Nietzsches - nicht die Bücher, die sie schrieb, sondern ihr Leben selbst. So faszinierend an ihrer Persönlichkeit ist ja, dass sie lebte, was sie dachte. Die Radikalität und intellektuelle Offenheit, ja die Freiheit ihres Werkes, das entsprach ihrem Leben, ja gerade ihrem Leben mit Sartre.

Man stelle sie das für die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor: Ein Paar, das nicht heiratete, keine Kinder bekam, zeitlebens (mit kurzen Ausnahmen) nie zusammen in einer Wohnung wohnte, am liebsten lebte man anfangs im gleichen Hotel auf verschiedenen Etagen; ein Paar, das nicht nur viele Affären hatte, bei Sartre zumindest waren es zahllose, sondern sich gegenseitig alles von den jeweiligen Eroberungen erzählte. Das war revolutionär - und viel mehr für den Mann Sartre, der sich ja viel erlauben konnte, für die Frau de Beauvoir.

Und in dieser unendlichen Freiheit doch immer wieder die größte Nähe. Und die größte Vertrautheit. Kaum einmal seien sie ins Bett gegangen, ohne vorher ihren Streit beizulegen. Fast alles haben sie sich gesagt.

Und keins ihrer Werke ging in den Druck, bevor es nicht der andere gelesen, lektoriert, korrigiert, kritisiert hätte. Der jeweils andere war der harte und unbestechliche Prüfstein der eigenen Ideen. Letztlich war ihr Werk ein gemeinsames - auch wenn sich de Beauvoir immer als den weit weniger originellen und produktiven Geist hinstellte.

Jedoch hieß es, dass sie viel einfühlsamer als er sich den Werken der Philosophiegeschichte zugewandt hatte, sozusagen die eigentliche Philosophin unter den beiden war. Nicht nur Hegel hätte er nur durch sie wirklich kennen gelernt. Und auf der gemeinsam besuchten Eliteschule hätte angeblich sie als eine „in der Literatur kaschierte Philosophin“ und er nur als „philosophierender Schriftsteller“ gegolten. Es ist müßig zu fragen, ob wesentliche Ideen, die in Sartres Werk auftauchten, eigentlich von de Beauvoir stammten, die wusste sich als Frau in der Öffentlichkeit philosophisch nicht so durchsetzen zu können. Letztlich bleibt der Gedanke, dass es sich eben bei der Philosophie von de Beauvoir und Sartre um ein gemeinsames Werk handelte, das ohne den jeweils anderen nicht so wäre, wie es nun einmal ist.

Ihre Nähe war jedoch nicht nur eine intellektuelle, geistige, sondern auch eine durchaus emotionale, voll zärtlicher Worte. Wir lauschen einmal dem zärtlichen Ton eines Briefs von de Beauvoir an Sartre:

*„Ich war stark mit Ihnen. Ich dachte nicht, daß Ihre Abwesenheit so herzerreißend für mich sein würde. Sie kleines Geschöpf aus Fleisch und Blut, mit Ihren kleinen Pullovern dicht um den Hals, Ihrem Lächeln, Ihren beiden zärtlichen Armen“*

Ihre Libertinage in sexuellen Dingen, die sie zeitlebens pflegten, war nun aber so unproblematisch und voraussetzungslos nicht, wie manchmal von ihnen dargestellt.

Zeitlebens, von Sommer 1929 bis zu Sartres Tod April 1980, sahen sie sich als Paar, waren sie ein Paar. Doch die Erotik zwischen ihnen erlahmte schnell, wohl im ersten Jahrzehnt ihrer Beziehung - de Beauvoir zufolge lag das besonders an dem, was sie Sartres „Frigidität“ nannte, es ging ihm bei der Erotik immer mehr um das Erobern als um den Akt.

War das Absterben der Erotik zwischen diesem Paar vielleicht gerade einer Voraussetzung dafür, rein sexuelle Eskapaden des jeweils anderen problemlos zu akzeptieren (und natürlich auch ein wichtiges Motiv für diese Seitensprünge)?

Und eine weitere Voraussetzung, die schon ihr ursprünglicher Pakt hatte, wurde bisweilen brüchig oder ging auf Kosten dritter. Diese Vereinbarung konnte nämlich nur problemlos funktionieren, wenn die anderen Beziehungen wirklich von beiden Seiten kontingente Zufallslieben blieben.

Doch für den jeweils Dritten war das nicht immer so. Manchmal erschienen Sartre und de Beauvoir wie ein zynisch-lüsternes Paar, das andere Liebhaber und Liebhaberinnen wie Steine auf einem Spielbrett hin und her bewegte, sich gegenseitig zuführte und genussvoll darüber redete.

Trotz aller Ehrlichkeit auch der Öffentlichkeit gegenüber hatte de Beauvoir zeitlebens eine Seite von sich immer bestritten, ihre Bisexualität. Erst aus den posthum 1990 veröffentlichten Briefen von ihr an Sartre wird sie evident. Schon als Lehrerin hat sie mit ehemaligen Schülerinnen durchaus sexuelle Verhältnisse, der Übergang zwischen dem zärtlichen Nestorinnen-Verhältnis zur Erotik war fließend. Und es gab sogar in der ange deuteten Dreiecksgeschichte und nicht nur in dieser Situationen, in den Sartre unter Duldung oder gar Wohlwollen de Beauvoirs Affären mit den jungen Liebhaberinnen de Beauvoirs anfang. In einem Interview mit Alice Schwarzer sagte de Beauvoir 1973 über ihre Liebe zu Sartre: *"Sie ging wirklich ein wenig auf Kosten der Dritten. Das war oft nicht sehr angenehm für sie. Also ist unsere Beziehung durchaus zu kritisieren, denn sie schloß ja manchmal ein, daß man sich den Leuten gegenüber nicht sehr korrekt benahm."*

Interessanterweise gelang es ihnen häufig die ex-Geliebten in ihre „petite familie“, ihre kleine Familie, wie sie ihren engen Freundeskreis nannten, zu integrieren.

Am schwierigsten wurde es dann, wenn auch für de Beauvoir bzw. Sartre sich ihre Zufallslieben der Notwendigkeit annäherten. Das konnte zu wechselseitiger Entfremdung wie zum Gefühl des Zerrissenseins führen. Ich will hier nur eine Beziehung nennen, jene von de Beauvoir zu dem US-Schriftsteller Nelson Algren, den sie 1947 auf einer Amerika-reise kennen lernte, mit dem sie dort einige Monate verbrachte – die Romanze dauerte bis 1950 und ihre Briefe an ihn füllen 800 Buchseiten.

De Beauvoir, die Gegnerin der bürgerlichen Ehe, nennt Algren in den Briefen „meinen Gatten“. *„Ich vermisse Sie und liebe Sie und bin Ihre Frau, wie Sie mein Mann sind. Ich werde in Ihren Armen einschlafen, mein Geliebter“*, so klangen ihre Briefe. Aber gerade die zitierte Briefstelle entstammt einem Schreiben, das sie verfasste, als sie sich nach dem gemeinsamen US-Aufenthalt in einen französischen Landgasthof zurückgezogen hatte. Was sie aber in diesem Brief nicht schreibt, dass Sartre sich in der gleichen Pension befindet, und dass sie gerade dabei sind, die wechselseitige Entfremdung zu überwinden. Dass Sartre immer die notwendige Liebe blieb, die sie nie zurücklassen wollte, scheiterte ihre Beziehung zu Algren, der sich nicht mit dem Status eines Zweitmanns abfinden wollte.

Sie sollten noch viel gemeinsam erleben. Gemeinsam reisen, sich immer wieder gemeinsam politisch engagieren. Für einen Dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sowjetkommunismus, gegen den Algerienkrieg und den Vietnamkrieg, Sartre insbesondere für die Studenten von 68 und junge Maoisten, de Beauvoir für die neue feministische Bewegung. Fast immer waren sie im Prinzip der gleichen Meinung.

Über den Feminismus sagte Sartre, dass er in allen mit de Beauvoirs Thesen zum Geschlechterverhältnis übereinstimme, sich nur Gedanken mache, ob es wirklich die einzige Möglichkeit ist, dass sich eine rein aus Frauen bestehende Bewegung konstituiert, statt mit gleichgesinnten Männer zusammenzuarbeiten.

In den 70er Jahren prägte der körperliche Verfall des erblindenden Sartre ihre Beziehung. Schwierig war auch, dass die Beziehung zur der 34 Jahre jüngeren Arlette Elkaim so intensiv wurde, dass er sie 1965 adoptierte – nach seinem Tod sollte sie diesen Status auch gegenüber de Beauvoir ausnutzen.

Nach dem Tod des Gefährten folgt für de Beauvoir ein lebensbedrohlicher Zusammenbruch. Als sie im Krankenhaus liegt, tauscht die Adoptivtochter die Schlüssel der Wohnung aus und hinterlässt de Beauvoir kein einziges Erinnerungsstück.

Sie erholt sich jedoch. Fast auf einen Tag genau 6 Jahre nach Sartre stirbt auch sie. Sie wird in einem gemeinsamen Grab mit Sartre auf dem Friedhof Montparnasse beerdigt.

Jahre vorher hatte sie gesagt: „*Sein Tod hat uns getrennt. Mein Tod wird uns nicht wiedervereinigen.*“

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!